

Bernd Bienert, **Die römischen Bronzegefäße im Rheinischen Landesmuseum Trier**. Trierer Zeitschrift, Beiheft 31. Rheinisches Landesmuseum Trier 2007. 287 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Seit den grundlegenden und noch immer hoch zu bewertenden Arbeiten von Heinrich Willers (Die römischen Bronzeimer von Hemmoor [Hannover und Leipzig 1901]; Neue Untersuchungen über die römische Bronzeindustrie von Capua und von Niedergermanien [Hannover und Leipzig 1907]), die gleichzeitig oder doch in zeitlicher Nähe zu der ebenfalls bahnbrechenden Veröffentlichung eines der bedeutendsten Hortfunde der Antike überhaupt durch Franz Winter und Erich Pernice (Der Hildesheimer Silberfund [Berlin 1901]) erschienen sind, hat sich die Metallgefäßkunde methodisch in mehrere Richtungen bewegt. Die Realien allein typologisch und chronologisch zu untergliedern und auf ihre Verbreitung hin zu untersuchen, ist zwar unabdingbare Voraussetzung, darf aber niemals alleiniges Ziel, allenfalls Mittel der Forschung sein. Das war auch Willers bewusst und ist besonders von Aladár Radnóti stets vehement vertreten worden, dem es generell primär um die historische Perspektive ging und der immer wieder vor einer Materialforschung um ihrer selbst willen warnte. Will sich die gefäßstoreutische Spezialforschung also als eine historische begreifen, muss sie sich einer Vielzahl von Fragen stellen, deren Beantwortung in der Praxis zwar von Fall zu Fall gelingt, dabei aber häufig einem Hindernislauf unter erschwerten Bedingungen gleicht.

Zunächst einmal waren Metallgefäße, verglichen mit ihren keramischen und gläsernen Korrelaten, schon in der Antike weniger stark vertreten und müssten allein deswegen in den Funden unterrepräsentiert sein, was noch einmal durch die Tatsache verstärkt wird, dass unbrauchbar gewordene Exemplare nicht zu hundert Prozent als Abfall entsorgt, sondern wiederverwendet oder als Wertbesitz aufbewahrt wurden. Es ist also ein grundlegender Irrtum zu glauben, man hätte unbenutzbar gewordene Gefäße einfach fortgeworfen, wie man hin und wieder lesen kann. Dass Dinge auch unabsichtlich verloren gingen, versteht sich von selbst. Hätten wir nicht die verschütteten Siedlungen am Vesuv mit ihren vollständig erhaltenen Hausinventaren, die freilich keineswegs häufig zutage geförderten Ladungen und Ausstattungen untergegangener Schiffe, die Metallgefäße begünstigenden Grabsitten diesseits und jenseits der römischen Grenzen, die verschiedenen Horthorizonte als Indikatoren unsicherer Zeitläufte und die Gewässerfunde, auch als Ausfluss kultureller Praktiken, würde das vollständig erhaltene Gefäß die Ausnahme bilden. Wir wären im Wesentlichen auf eine äußerst fragmentarische Überlieferung in Form von zumeist kleinteiligen Gefäßresten aus Siedlungen angewiesen. Nur selten wird dabei nämlich erkannt, dass es sich selbst bei diesen auch um Teile zerstreuter Schrottdépos handeln kann, die ihrerseits wiederum auf metallverarbeitendes Gewerbe am Ort hinweisen können.

Erschwerend kommt hinzu, dass spezialisierte Offizinen der Metallgefäßproduktion nach ihrer Räumung und Niederlegung im archäologischen Fundbild von ihrer Architektur her kaum von anderen Werkstätten zu unterscheiden sind und ohne ihre spezifische Ausstattung kein kohärentes Bild ergeben, während die literarische Evidenz viel zu oberflächlich ist, um detaillierte Einsichten in die betriebswirtschaftliche Organisation solcher Produktionsstätten zu gewähren. Zwar lassen sich Modelle entwickeln, die von unabdingbaren Gegebenheiten ausgehen dürfen, diese aber nicht durchgängig belegen können. Klar ist, dass es ohne die antiken Lagerstätten und deren Ausbeutung in römischer Zeit keine Metallverarbeitung gegeben hätte. Auch musste man das gewonnene Rohmaterial aufbereiten, portionieren, bereitstellen, transportieren und vertreiben, wobei uns die einzelnen Stationen im wesentlichen verborgen bleiben. Das metallverarbeitende Gewerbe ist zwar in einer Fülle von überkommenen Berufsbezeichnungen greifbar, vereinzelt auch in Darstellungen, nicht aber in der Interaktion und gegenseitigen Dependenz der Beteiligten. Wie waren die Werkstätten ausgestattet, wie sah die Produktplanung und wie die Entwurfsgestaltung aus und nach welchen Vorgaben und Normen verlief die Produktion? Arbeitete man entsprechend den Auftragseingängen oder auf Vorrat in der Hoffnung auf gute Absatzmöglichkeiten? Zwar kennen wir etliche Werkzeuge der Metallverarbeitung, nicht aber das komplette Sortiment und die Reihenfolge der Arbeitsgänge mit ihren Ver- und Bearbeitungstechniken. Die Produktpalette einer Werkstatt wird nur dann fassbar, wenn gleiche Herstellerstempel auf unterschiedlichen Erzeugnissen auftauchen, was nur äußerst selten der Fall ist. Auch über die Lebensdauer eines Produktionsbetriebes, den Vertrieb der Erzeugnisse, die Löhne und Preise haben wir nur vage Vorstellungen. Vieles an Erkenntnis muss dem Material mühsam abgerungen werden, etwa die Rekonstruktion fertigungstechnischer und werkstattspezifischer Verfahren, die sich mit Hilfe archäometrischer Methoden auf einem viel versprechenden Weg befindet. Hier sind die Mittel noch keineswegs ausgeschöpft. Die Genese und Herleitung von Gefäßformen und -typen ist zu untersuchen. Handelt es sich dabei um italischrömische oder provinzialrömische Neuschöpfungen oder aber um Adaptionen oder Modifikationen älterer griechisch-hellenistischer und etruskischer Vorbilder? Ein großes Anliegen der Forschung ist es, die antike Bezeichnung und die ureigene Funktion der Gefäße zu ermitteln, was nicht nur aus einer Auswertung der schriftlichen Quellen, sondern auch aus einer Analyse der Steindenkmäler, überhaupt der darstellenden Kunst resultiert, wie auch aus Fundzusammenhängen zu ermitteln ist. Aus der Vergesellschaftung der Funde und der Analyse der Befunde nämlich lassen sich nicht nur unterschiedliche Verwendungsweisen im Imperium und in dessen barbarischen Randgebieten ableiten. Die Rolle solcher Gefäße in den zivilen Haushaltungen im festlichen wie auch alltäglichen Gebrauch, im Gewerbe, aber auch im Marschge-

päck des Militärs sowie in dessen Standlagern, in Kult und Opferritus wie auch im Begräbnisritual zu ermitteln, stellt eine Herausforderung dar, die ohne Anwendung der komplexen Methode nicht zu bewältigen sein wird.

Es mangelt also keineswegs an Fragestellungen, will man sich mit römischen Metallgefäßen beschäftigen. Die Beantwortung erfordert häufig allerdings lange Wege und hat schon manchen karrierebewussten Schnellreisenden in Sachen Archäologie dazu bewogen, dieses altertumswissenschaftliche Feld unbestellt liegenzulassen, überhaupt zu meiden oder gar kurzerhand als nicht mehr ganz zeitgemäß zu disqualifizieren. Dabei wird heutzutage nur allzu schnell übersehen, dass es die enorme Vielfalt der Betätigungsfelder innerhalb der Altertumswissenschaften ist, die deren Reichtum begründet. Die von oben verordneten neuen Studiengänge dagegen, die eine deutliche Verkürzung der Verweildauer an den Universitäten und, daraus resultierend, eine starke Einengung auf das vermeintlich Wesentliche zum Ziel haben, werden künftig unweigerlich zu einer Verarmung der altertumswissenschaftlichen Disziplinen führen müssen. Dazu passen unbedingt die immer schlechter werdenden beruflichen Aussichten für den wissenschaftlichen Nachwuchs und ein System, das selbst vor dessen Ausbeutung nicht zurückschreckt. Ungeachtet dieser Einlassungen ist die Anzahl derer, die sich mit Metallgefäßen beschäftigen, nicht eben groß. Über jeden Zuwachs an forscherschem Impetus muss man sich daher ganz besonders freuen, was in vollem Umfang für das hier zu besprechende Buch gilt, in dem die Metallgefäße vorlegt werden, die im Rheinischen Landesmuseum Trier aufbewahrt werden, insgesamt dreihundertfünf Gefäße und Gefäßfragmente. Etwas weniger als die Hälfte davon stammt aus Trier selbst oder seinem unmittelbaren Umfeld, der kleinere Teil aus dem Umland, den heutigen Landkreisen Bernkastel-Wittlich, Birkenfeld, Bitburg-Prüm, Daun, Mayen-Koblenz und Trier-Saarburg. Das Einzugsgebiet reicht bis nach Luxemburg und dem Saarland. Mehr als ein Fünftel der Objekte sind ohne Fundort und Fundzusammenhänge überliefert.

Die Veröffentlichung ist die Inauguraldissertation des Verf., erarbeitet in den Jahren 1990 bis 1997 am Fachbereich III Klassische Archäologie der Universität Trier. Danach vergingen noch einmal zehn Jahre, bis die Arbeit erscheinen konnte. Berücksichtigt ist das Fundaufkommen bis 1997, Literatur dagegen wurde noch bis 2005 eingearbeitet. Allerdings vermisst man hier so wichtige neuere Arbeiten wie beispielsweise die von Jean-Pierre Pautreau herausgegebene über den Fund von Antran (Antran [Vienne]. *Un ensemble aristocratique du premier siècle* [Poitiers 1999]) – hierzu wird nur der Vorbericht zitiert (Arch. Korrbll. 21, 1991, 271 ff.) –, die Studie von Claudia Braun über die römischen Bronzebalsamarien mit Reliefdekor (BAR Int. Ser. 917 [Oxford 2001]) oder diejenige von Anne Kapeller über die Bronzegefäße von Avenches (Aventicum; Bull. Assoc. Pro Aventico 45, 2003, 83 ff.) und andere mehr. Nur

schwer nachvollziehbar ist die Tatsache, dass man in einer Abhandlung über römische Metallgefäße auf die Zitierung und Auswertung der wichtigen Arbeit von Ulla Lund Hansen (Römischer Import im Norden [Kopenhagen 1987]), die der Verfasser ja zweifelsohne kennt, vollkommen verzichten kann. In diesem Zusammenhang sei der Hinweis erlaubt, dass der Begriff »Germania libera« in der Importforschung längst als nicht begründbar zugunsten der Bezeichnungen »Germania magna«, »Germania« oder »germanisches Barbaricum« (R. Laser / H. U. Voss, *Corpus der römischen Funde im europäischen Barbaricum. Deutschland I, Bundesländer Brandenburg und Berlin* [Bonn 1994] 4) ausgemustert wurde.

Für die Vorlage des Materials hat der Verfasser die Form eines typologisch geordneten Kataloges gewählt. Hundertelf sogenannte Formen werden zu vierundzwanzig Gruppen (A–X) zusammengefasst. Zwölf nicht eindeutig zugewiesene Gefäßfragmente (Y) beschließen den Katalog. Abwechselnd ist synonym mal von Formen, mal von Typen die Rede. Besser hätte man »Form« als Überbegriff gewählt (etwa »Eimer«), mit »Typus« dagegen die Ausprägung einer solcher Form (zum Beispiel »Eimer vom Hemmoorer Typus«) angesprochen, ein System, das sich längst bewährt hat. Das Hauptgewicht der Arbeit liegt auf typologischen Untersuchungen, denen sich weiterführende Fragen anschließen. Doch lassen sich nach Meinung des Verfassers auf der Materialbasis auch »Überlegungen zur Gestaltung des antiken Alltags, zur wirtschaftlichen Entwicklung und zum Ablauf der Romanisierung in den Nordprovinzen des Imperium Romanum anstellen« (S. 9). Nach solchen exemplarischen Ableitungen sucht man allerdings vergebens.

Die Freude am rein Deskriptiven ist nicht zu übersehen und beherrscht den durch Gründlichkeit gekennzeichneten Hauptteil der Arbeit. In einem auswertenden Vorspann wird zunächst versucht, die Geschichte der jeweiligen Gefäßform abzuhandeln, was sowohl den in Trier aufbewahrten Bestand betrifft, als auch den hier nicht vorhandenen und anderweitig vom Autor erfassten. Letzterer bleibt häufig ohne unmittelbaren Nutzen für die Auswertung des vorgelegten Materials, erschwert aber das Arbeiten mit diesem Buch. Öfters werden dabei Varianten (etwa S. 33 ff.) definiert, ohne entsprechende Abbildungen zur Verfügung zu stellen, die es dem Leser erleichtern würden, den Gedankengängen Bienerts zu folgen. Insgesamt sind es Fragen der Typologie, der Herstellungsverfahren, der Chronologie, der Verbreitung, der Provenienz und der Funktion, die den Verfasser bewegen, wobei er in seinen stark referierenden Ausführungen nur selten zu neuen Ansätzen gelangt. Das soll ihm freilich nicht zum Nachteil ausgelegt werden, da es sich hierbei um Fragen handelt, die jede für sich eine ausführliche monographische Spezialstudie erfordern. Eine solche Anforderung würde den vorgegebenen Rahmen sprengen. Vieles an datierbaren Vergleichsfunden beispielsweise wurde schon von Richard Petrowszky sehr gründlich zusammengestellt

und kommentiert und hätte nicht rekapituliert, sondern allenfalls ergänzt oder kritisch diskutiert werden müssen. Bei dieser Gelegenheit ist darauf hinzuweisen, dass beispielsweise die bisherige Datierung des mehrfach zitierten Fundes von Neupotz in die Jahre 277 bis 278 mittlerweile mit guten Gründen zugunsten eines Ansatzes um 260 revidiert wurde. Das konnte aber Bienert zum Zeitpunkt der Drucklegung natürlich noch nicht wissen. In dieser Hinsicht ist manche seiner chronologischen Folgerungen zu relativieren.

Der sich an den Vorspann anschließende Katalog erfasst zunächst das Material, aus dem die Metallgefäße gefertigt wurden, wobei der Verfasser die verwendeten Rohstoffe allerdings nur makroskopisch beurteilen kann, da er nicht über Metallanalysen verfügt. Solche hält er freilich für notwendig (S. 9), worin ihm unbedingt zuzustimmen ist. Ebenso notwendig sind aber auch metallografische Untersuchungen, unerlässlich für die Bestimmung der Herstellungstechniken. Er unterscheidet aus diesem Grunde grob zwischen den Begriffen »Kupferlegierung«, »Kupferlegierung und Eisen« und »Kupferlegierung (Tendenz Messing)«. Vielleicht hätte man diese Einschränkung in der Einleitung summarisch begründen können und so die doch unbefriedigenden und letztlich auch unergiebigsten Wiederholungen vermieden. Neben den üblichen Angaben zu Maßen, Fundort und aktuellem Zustand wird das jeweilige Stück noch einmal außerordentlich akribisch beschrieben, dessen Einordnung und Kurzbeschreibung ja im Vorspann bereits erfolgte. Damit findet sich alles Wissenswerte über ein Objekt nicht an einem Ort, sondern sowohl im Vorspann als auch im Katalogtext. Zum Schluss wird die ältere Literatur zu dem jeweiligen Stück genannt. Da die Funde selbst fotografisch wiedergegeben sind, leider nicht durchgehend standardisiert im Profil, in der Draufsicht und der Untersicht, dafür aber in guter Qualität, werden auch die Fotoabbildungen detailliert nachgewiesen. Der Maßstab ist uneinheitlich. Zeichnungen konnten vermutlich aus Kostengründen nicht durchgehend, sondern nur in Einzelfällen angefertigt werden. Die meisten Typenzeichnungen, die den einzelnen abgehandelten Formen beziehungsweise Typen vorangestellt sind, wurden daher diversen Publikationen entnommen. So muss man in Kauf nehmen, dass auch die Formen- beziehungsweise Typentafeln am Ende des Buches uneinheitlich sind und somit als eine Art *Pasticcio* wegen der unterschiedlichen Maßstäbe wenigstens bei Nichtfachleuten für Irritationen sorgen müssen, ein Mangel, der sich angesichts des Zeitrahmens, der für diese Arbeit zur Verfügung stand, durchaus durch einfaches Vergrößern oder Verkleinern hätte beheben lassen. Bedauerlicherweise fehlen Angaben zu Gewicht und Wandstärke, die heute eigentlich zum Standard zählen sollten. Ob die Bestimmung der Oberflächentönung dagegen tatsächlich für weiteren Erkenntnisgewinn sorgt, darf man bezweifeln, da es sich bei der Patina immer nur um ein ungewolltes Zufallsprodukt handelt, ohne wirkliche Aussagekraft für die Geschichte des jeweiligen Gefäßes.

Die Farbbestimmung nach dem Schwaneberger Farbenführer für Briefmarkensammler ist zwar eindeutig, mit den Kürzeln der in Fachkreisen auch international weiter verbreiteten Munsell Soil Color Chart wäre aber vermutlich einem größeren Kreis von Forschern gedient. Dem eigentlichen auswertenden Katalogteil schließen sich in einem eigenen Kapitel Überlegungen zur Herstellungsweise der in Trier verwahrten Metallgefäße an.

Zu den Ausführungen Bienerts gäbe es eine Menge anzumerken, was angesichts des hierfür vorgesehenen Rahmens aber nur exemplarisch geschehen kann. Als wenig geglückt empfindet der Rezensent beispielsweise den Zusammenschluss von Kannen, Krügen und Blechkannen zu einer Gruppe (C). Entsprechend unübersichtlich gestaltet sich der auswertende Vorspann. Die Forschung hat bisher diese drei Kategorien stets für sich gesehen und folgerichtig auch für sich behandelt: Die Kannen gelten als Gießgefäße vorrangig bei der Handwaschung, die Krüge als Wein- oder Wasserbehältnisse beim Mahl und die Blechkannen als Gefäße zum Erhitzen des Wassers über dem offenen Feuer in der Küche (geschwärzter Boden, Kalkablagerungen im Inneren), die man bei der Speisenzubereitung wie auch zum Verdünnen des Weines beim Trinkgelage benötigte. Dabei können Krüge und Wasserkannen durchaus ein Paar bilden und einander funktional bedingen, wie uns nicht nur der Sarkophag von Simpelveld, sondern auch die Vergesellschaftungen in den Gräbern lehren. Man sollte unbedingt an der Eigenständigkeit jeder dieser drei Untergruppen festhalten, jedenfalls spricht aus typologischer wie funktionaler Sicht nichts dafür, von diesem Schema plötzlich abzuweichen. Kat. 19 entspricht nicht der Form 7, wie sie die Typenzeichnung vorgibt (= den Boesterd 276), also dem wohl erfolgreichsten Krugmodell in den Nordwestprovinzen während des zweiten und den dritten Jahrhunderts, sondern gehört zu dessen italischem Vorläufertypus (= Tassinari, Pompei B 1221a), der jetzt von Klára Szabó in einer eigenen Studie vorgelegt wird. Kat. 20 eignete einem Krug Radnóti 80 beziehungsweise Tassinari, Pompei B 1222. Der Henkel Kat. 24 dürfte weniger zur Form 8 (= den Boesterd 277), sondern zu einem Krug des Typus Eich (S. 29 Anm. 134) gehört haben, und steht wiederum in enger Verwandtschaft zu einem Krug aus Verulamium (S. Frere, Verulamium Excavations I. Reports of the Research Committee of the Society of Antiquaries of London 28 [London 1972] Abb. 43 Nr. 143) sowohl was die enge Mündung als auch die vegetabile Strukturierung und Länge des Henkel anlangt. Den Krug mit Fußtaschen Form 11 (S. 30) schon an die Wende vom ersten zum zweiten Jahrhundert zu datieren, dazu reicht der keinesfalls gesicherte Kontext bei dem Exemplar den Boesterd 289 nicht aus. Zu welchen chronologischen Fehlschlüssen käme man sonst für einen vergleichbaren Henkel, der sich unter dem Fundmaterial von Augsburg-Oberhausen fand (W. Hübener, Die römischen Metallfunde von Augsburg-Oberhausen. Materialh. Bayer. Vorgesch. 28 [Kallmünz/Opf. 1973] Taf. 24, 22)?

Die Blechkannen könnte man noch ein wenig besser ordnen. Die Formen 13, 14 und womöglich auch 17 dürften in dieser Reihung noch italischer Produktion entstammen und dem ersten Jahrhundert angehören. Dem würde man Form 18 anschließen, die als provinzielles Erzeugnis in jedem Falle in dieses Jahrhundert gehört, auch wenn man bislang noch kein einziges komplettes Exemplar kennt. Form 16 ist ein sehr verbreitetes Modell, das mit kleinen Abweichungen bei annähernd gleicher Grundform (Mündung und Henkel zusammen in einem Stück gegossen, aufwärts gerichteter Ausguss, größte Ausdehnung unterhalb der Gefäßmitte) schon an der Wende vom ersten zum zweiten Jahrhundert nachzuweisen ist und sicher im gesamten zweiten und wohl noch in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts auch in den Nordwestprovinzen produziert wurde. Dann käme Form 12, die ebenso in Italien wie auch in den Nordwestprovinzen belegt ist. Der Typus gehört aber schon dem späten zweiten oder dem dritten Jahrhundert an. Jünger dürfte die Form 15 sein, deren Belege vor allem in das dritte Jahrhundert verweisen. Die Löcher auf den Attaschen der Blechkannen der Form 16 sind sicher nicht primär Dekor (S. 34), sondern dienten vorrangig der Hitzeausleitung, wie ja auch die Attaschen aus dem gleichen Grunde üblicherweise nicht auf dem Gefäßkörper befestigt sind, sondern mit einem kleinen Abstand montiert wurden. Die praktische Verwendbarkeit des Henkels war durch dessen Verbindung zur Mündung gewährleistet. Wichtig ist die Erkenntnis Bienerts, dass Blechkannen nördlich der Alpen verstärkt im Zusammenhang mit der Stationierung römischer Truppen zu sehen sind, was freilich einer Begründung bedurft hätte. Tatsächlich sind diese Kochgefäße signifikant für die militärische Ausrüstung, sie sind geradezu Standardgefäße, die sehr häufig in den frühromischen Lagern belegt sind, aber auch in denen der Limeszeit. Das hat vor allem mit der Zubereitung des Weines zu tun, der ja auch beim Militär zu den Grundnahrungsmitteln gehörte und wahlweise des Zusatzes von kaltem, warmem oder heißem Wasser bedurfte. Generell hat das weitgehende Fehlen von Krügen (S. 31) und Heißwasserkannen im germanischen *Barbaricum* damit zu tun, dass die Germanen überwiegend keinen Wein tranken, jedenfalls nicht *more Romano*. Daher konnten sie bestimmte Teile des römischen Trinkservices – dazu gehören auch Weinschöpfer – nicht adäquat verwenden. Ähnliches kann man auch für einen Teil des Toilettengeschirrs konstatieren, etwa Badeschalen (S. 63 f.), *Strigiles* und *Balsamarien*, was eindeutig auf die unterschiedlichen Gepflogenheiten bei der Körperpflege diesseits und jenseits der römischen Grenzen zurückzuführen ist. Universell verwendet wurden dagegen Waschsüsseln.

Ein Problem stellt nach wie vor die Funktionsbestimmung der sogenannten Aylesfordpfannen dar, das auch Bienert nicht lösen kann und das im Augenblick wohl auch nicht befriedigend zu lösen ist. Sie für Koch-, Servier- und Waschgefäße zu halten, entspricht dem aktuellen Diskussionsstand, dürfte aber an der an-

tiken Wirklichkeit vorbeigehen. Das gilt sicher auch für den Vorschlag, als kaiserzeitliche Nachfolger der Aylesfordpfannen einfache Bratpfannen in Betracht zu ziehen (S. 72). Diese sind in ihrer Funktion eindeutig festgelegt, zumeist vom Feuer geschwärzt und von der Macht her einfach. Die ältesten erhalten gebliebenen Exemplare sind aus den Vesuviedlungen überliefert, und nur hier lässt sich eine Verbindung zu den jüngeren Bratpfannen aufzeigen. Mit den Aylesfordpfannen haben diese nichts zu tun. Vom Gefäßaufbau gleich sind Griffschalen, die schon in spätklassisch-frühhellenistischer Zeit in Griechenland nachweisbar sind, in Etrurien seit dem dritten vorchristlichen Jahrhundert. Dort stehen sie eindeutig im Zusammenhang mit dem Symposion, und eine Zugehörigkeit der Aylesfordpfannen zum Trinkgeschirr ist mehr als nur wahrscheinlich. Das gilt mit Sicherheit für die sogenannten Kasserollen, für die Stephan Bender in seiner Frankfurter Dissertation eine Funktion als Trinkgeschirr überzeugend nachweisen und die antike Bezeichnung »trulla« verifizieren konnte. Der verfremdete Gebrauch eines solchen Stücks kann niemals ausgeschlossen werden, doch sollte man in jedem Falle von der Deutung als Vielzweckgefäß (S. 84) endlich Abschied nehmen.

Nicht zustimmen kann ich der Frühdatierung des Eimers vom Hemmoorer Typus Kat. 158 bereits vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts einzig aus stilistischen Gründen, da sich der Rankenfries, eine Efeuranke, nach Meinung des Verfassers gut mit südgalischen Bilderschüsseln vergleichen ließe. Dem Rezensenten ist allerdings keine Efeuranke bekannt, aus deren Übereinstimmung eine Affinität zwischen beiden Materialgruppen zwingend abzuleiten wäre. Auch sollte man nicht vergessen, dass die Herstellung der betreffenden tönernen Schüsseln spätestens in spätoneronischer Zeit endete. Als Vorbild wären sie dann zwei bis drei Generationen später zu Ehren gekommen, was nur schwer vorstellbar ist. Auch kann man bei einem solchen Allerweltsdekorativmotiv nicht unbedingt von einer zeitlich und regional befristeten Modeerscheinung sprechen und so den Zusammenhang herstellen. Zur weiteren Festigung der Frühdatierung der Hemmoorer Eimer zieht der Verfasser auch die reliefverzierten Waren mittel- und ostgalischer *Sigillatamanufakturen* trajanisch-antoninischer Zeit mit *Seethiasoi*, Jagd- und Tierfriesen heran. Allein auf stilistische Vergleiche eine Chronologie zu gründen, hat seine Tücken, wie sich immer wieder gezeigt hat. Tatsächlich gehören Efeuranken zum Repertoire der gesamten Antike, sind auf Gefäßen schon in klassischer Zeit nachweisbar und finden sich bis in die Spätantike hinein. Auch die Friese mit *Seethiasoi*, Jagd- und Tierszenen kennt man noch in der spätrömischen Zeit. Vorerst sollte man bei dem Datierungsansatz von Petrovsky bleiben, allenfalls für die Frühformen der Hemmoorer Eimer vielleicht gerade noch das ausgehende zweite Jahrhundert in Betracht ziehen. Diese Tendenz zur Frühdatierung der von Petrovsky definierten dritten Generation römischer Metallgefäße wird auch bei den Halbdeckelbecken (Formen 39 und 40) er-

kennbar, deren Herstellungsbeginn der Verfasser (S. 119) schon vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts ansetzen möchte, einer im großen und ganzen noch friedlichen Epoche, die arm ist an gut datierbaren Metallgefäßfunden, von Horten ganz zu schweigen. So bleibt es bei vagen Mutmaßungen, die für eine ernsthafte Diskussion noch nicht ausreichen. Zum Schluss noch zwei Ergänzungen: Kat. 301 dürfte zu einem Eimer mit Gesichtsattaschen des Typus Eggers 26 gehört haben, Kat. 302 zu einer Griffschale des Typs Hagenow.

Alle diese Kritikpunkte, die man noch vermehren könnte, stellen aber nicht das Verdienst dieser Arbeit in Frage, auch wenn die langen Beschreibungen dem Leser mitunter einiges abfordern. Lehrreich ist zu sehen, wie wenig in einer so bedeutenden römischen Metropole wie Trier von dem einstmals zweifellos vorhandenen Reichtum an Buntmetallgefäßen übriggeblieben ist. Was nicht als Grabausstattung fungierte, wurde verbraucht und verschwand schließlich irgendwann als beschädigtes Stück in irgendeinem Schmelztiegel. Auch wird die kontinuierliche Besiedlung des Stadtareals im Laufe der beiden zurückliegenden Jahrtausende für einen ständigen Schwund der Denkmäler gesorgt haben. Man denke nur an den 1628 entdeckten Silberschatz mit mehr als hundert Kilogramm Gesamtgewicht, der aus finanzieller Not zur Wertschöpfung eingeschmolzen wurde.

Sehr akribisch hat der Verfasser die Fundaufnahme betrieben und alles zusammengetragen, was ihm erreichbar war und einer sehr gründlichen Analyse unterzogen. Dafür gebührt ihm Anerkennung, denn es gibt bislang noch nicht sehr viele Großsiedlungen, deren Bestände an Metallgefäßen vorgelegt wurden. Wer viel mit Fragmenten hantieren muss, weiß überdies die verdienstvolle Arbeit Bienerts zu schätzen. Man hätte ihm insgesamt ein wenig mehr kritische Distanz zu älteren Forschungsmeinungen und mehr Entschiedenheit gerade in den Funktionsfragen gewünscht. Mancher neue Datierungsansatz bleibt leider spekulativ. Schließlich sollte aber nicht vergessen werden, dass es sich hier um eine Inauguraldissertation handelt. Solche Arbeiten gedeihen recht unterschiedlich je nach Qualität und Engagement der verantwortlichen Betreuung. Es ist dem Verfasser zu wünschen, dass er der Gefäßstoreutik in der einen oder anderen Hinsicht treu bleibt. Dass er sich in diesem Metier wohl fühlt, sieht man der insgesamt gut ausgestatteten und gründlich redigierten Arbeit an.